

Einsam

Von tommka

Ich schaue aus dem Fenster, versuche die ununterbrochen monoton redende Stimme meines Deutschlehrers zu verdrängen. Ich warte auf das klingeln. Warte darauf erlöst zu werden. Sei es auch nur für diesen Tag. Ich schaue auf die Uhr.

Noch zwei Minuten.

Der Lehrer schaut mich an, sagt irgendwas. Ich drehe mich weg und beobachte das Rotkehlchen draußen auf dem Baum, das ihre Jungen füttert.

Sie ist bestimmt glücklich mit ihren Kindern. Doch der Vater fehlt ... Vielleicht ist ihr Leben ja doch nicht so schön ...

Das Klingeln stört meine Gedanken. Schnell befördere ich meine Sachen in meine tasche und flüchte, bevor der Lehrer mich aufhalten und zu einem Gespräch zwingen kann, mit meinem Rucksack auf dem Rücken und der Jacke in der Hand aus dem Klassenzimmer.

Mit schnellen Schritten gehe ich den Flur entlang in Richtung Freiheit. Von allen Seiten strömen Schüler aus dem Räumen, gefolgt von ihren Lehrern. Ich stoße die große Eingangstür auf und trete in die Sonne. Meine Schritte verlangsamen sich, als ich über den Schulhof gehe.

Zwei Mädchen gehen fröhlich redend an mir vorbei. „Meine Ma hat heute Blumenkohl gemacht“, jammert eine der beiden. „Willst du bei uns essen ? Es gibt Pizza. Aber wir müssen uns beeilen. Mama wartet schon ...“

Ich sehe weg. Spüre den Schmerz.

Bei mir zu Hause wartet keiner auf mich. Nur Stille und Einsamkeit.

Ich steige in den Bus ein und setze mich in die letzte Reihe ans Fenster. Während die Stadt vor dem Fenster vorbeizieht, beobachte ich die anderen Schüler. Sehe wie sie sich mit ihren Freunden unterhalten und tuscheln. Sehe wie sich ihre Münder bewegen. Die Jungs, die ebenfalls in der letzten Reihe sitzen, haben sich mit meiner Anwesenheit abgefunden. Bemerkten mich einfach nicht.

Der Bus hält und ich steige mit einem Haufen lachender und redender Schüler aus. Niemand verabschiedet sich von mir. Für sie existiere ich nicht.

Wieso? Früher war das anders. Ich hatte Freunde.

Was ist passiert? Ich weiß es nicht mehr.

Ich ziehe die Ärmel meiner Jacke über die Hände und schlendere nach Hause. Um mich herum eilen Menschen irgendwohin. Ich schließe die Tür des alten Gebäudes auf und steige die Treppen hinauf in den zweiten Stock, schließe die Wohnungstür auf. Ich trete in den Flur.

Wieder alleine.

Etwas in mir zieht sich zusammen. Ich gehe in die Küche. Dort liegt ein Zettel von

Mama. Sie wird wieder für mehrere Tage weg bleiben.

War klar.

Neben dem Zettel liegt Geld. Kann Geld Liebe ersetzen? Glaube nicht.

Ich hole die Nudeln aus der Mikrowelle. Sie sind kalt, aber das ist egal. Ich gehe mit dem Teller ins Wohnzimmer und setzte mich auf die Fensterbank. Von hier kann man gut die Straße sehen. Ich schaue einer Mutter mit ihren Kindern beim Eismann zu. Sehe sie lachen. Das dringende Verlangen zu schreien erstickt in mir.

Kann nicht schreien, nicht weinen.

Der Teller fällt von meinen Knien auf den Boden und zerbricht. Ich starre auf die Scherben. Kann den Blick nicht abwenden. Sie erinnern mich an mein Leben. Ich greife nach einer Scherbe. Schaue sie lange an. Ich streife mit der Scherbe die, mit verheilten Schnitten versähte, Innenseite meines linken Arms. Blutropfen bilden sich. Ich drücke fester auf. Ich spüre den Schmerz kaum. Er ist nichts im Gegensatz zu dem Schmerz in mir.

Dieser Schmerz befreit. Eine Träne rollt mir über das Gesicht. Die erste seit einem Jahr. Eine immer größer werdende Pfütze aus Blut hat sich auf dem Boden gebildet. Ich schließe die Augen, entspanne mich. Die Scherbe fällt zu Boden, der Schmerz verschwindet.

Endlich befreit.